



EINE KLEINE, KURZE UTOPIE JOHANNES BÖHME

Johannes Böhme ist freier Journalist und Autor. Er hat Politik und Ideengeschichte in Maastricht, Berkeley und Cambridge studiert, war Carlo-Schmid-Fellow bei der OECD in Paris und hat danach die Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg absolviert. Veröffentlichungen in *brand eins*, *Die Zeit*, *Süddeutsche Zeitung Magazin*, *Geo*, *NZZ*, *Cicero*, *The Believer Magazine* und *Los Angeles Review of Books*. 2019 veröffentlichte er den Roman *Das Unglück schreitet schnell* bei Ullstein. Seine Texte wurden vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Axel-Springer-Preis für junge Journalisten, dem Katholischen Medienpreis sowie dem Deutschen Journalistenpreis, dem Dr. Georg Schreiber-Medienpreis und dem Medienpreis Bildungsjournalismus der Telekom-Stiftung. – Adresse: Leibnizstr. 28, 10625 Berlin, Deutschland.

E-Mail: jboehme@dreizehn-magazin.de.

1.

Es gibt einen vagen Schmerz, der in der Ahnung besteht, etwas nicht vollständig, umfassend genug erlebt zu haben. Es wird immer über diesem Jahr die Idee schweben, wie anders es gewesen wäre, wenn wir uns nicht sechs Monate lang in unsere Wohnungen hätten sperren müssen. Aber dennoch blieb irgendwie auch das Gefühl: Wenn man schon eine Pandemie erleben muss, dann *so*.

2.

Die ersten Wochen des Kollegs erscheinen nun fast wie ein fantastischer, optimistischer Traum. Wir hätten es vielleicht wissen müssen, dass diese Form der Normalität bald zu

Ende sein würde: 40 Menschen in einem geschlossenen Raum, während vorne Anna Frebel über die ersten Sterne spricht. Abendessen unter fünf Meter hohen Decken. Etwas Schaudern jetzt beim Gedanken, wie leichtfertig wir damals Leben aufs Spiel gesetzt haben. Ich bin damals davon ausgegangen, dass es das ganze Jahr so bleiben würde.

3.

Am Anfang des Jahres arbeitete ich an einem Text über einen Orca, der im niederländischen Wattenmeer gestrandet war und der seither sein Leben eingesperrt in einem für einen Schwertwal winzigen Becken in einem Vergnügungspark auf Teneriffa verbringt, in dem er Runde um Runde um Runde dreht. Ich war vor Beginn des Fellowjahres auf Teneriffa gewesen und verbrachte die ersten Wochen im Kolleg damit, alles zu lesen, was ich zu den Tieren finden konnte. Erst später stellte ich fest, dass es mit Michael Cant einen Biologen gab, der mehrere Aufsätze über Schwertwale veröffentlicht hatte. Beim Mittagessen erzählte er von den männlichen Schwertwalen, die in einigen Gruppen ein Leben lang abhängig von ihren Müttern bleiben, kaum je von ihrer Seite weichen und nach wenigen Wochen zugrunde gehen, wenn ihre Mütter gestorben sind. Ich habe erst nach und nach verstanden, was für ein Glück es ist, in einer Gemeinschaft zu leben, in der derart viel Wissen ihr Zuhause hat.

4.

Als freier Journalist ist man ständig mit der Rechnung im Kopf beschäftigt, die Zeit in Geld abwägt. Was ein Glück das war am Anfang: einen Monat lang nur zu lesen, wohl wissend, dass davon nur Bruchstücke, Fragmente in den Text Eingang finden würden. Zielloses Lesen, zumindest für eine Weile.

5.

„An alles kann sich der Mensch, dieses Schwein, gewöhnen“, heißt es in Dostojewskis *Schuld und Sühne*. Wir haben uns im Nachhinein sehr schnell, sehr reibungslos an die veränderten Umstände gewöhnt. Ich habe den Lockdown nicht als einschneidend erlebt, lediglich als Reduzierung meines Alltags, als Konzentration auf die Arbeit, als Verengung meines Radius auf einige wenige Räume. Ich bin weiterhin jeden Morgen von Charlottenburg in mein Büro im Grunewald gefahren, habe Kaffee gekocht mit Angela Creager, wobei wir uns den Luxus einer kurzen Konversation erlaubt haben, über amerikanische Politik, übers Schreiben, über die Suche nach krebserregenden Stoffen in

Chemikalien, über die Uckermark und Sylt und darüber, wo man den besten Kaffee in Berlin finden kann. Das Mittagessen alleine im Büro sah sicher traurig aus, wenn man es denn gefilmt hätte, aber das tat zum Glück niemand. Im Dunkeln ging es wieder nach Hause. Es hätte schlimmer sein können.

6.

Eine weitere Gewohnheit, die das Leben in dieser Zeit erträglich gemacht hat: die langen Läufe am Sonntagmorgen mit einigen anderen Fellows. 16 Kilometer, 17 Kilometer, 23 Kilometer durch den Grunewald, um die Krumme Lanke herum, manchmal zur Havel und zurück. Shamil Jeppie ermahnte uns, langsam zu laufen. Wer am Ende des Sommers einen schnellen Marathon laufen will, der beginnt im Winter so langsam, dass es sich fast lächerlich anfühlt. „Speedwork“, sagte Shamil, „kommt später“, viel später. Das Fundament wird langsam gegossen. Dabei: die Schönheit des Waldes, des Wassers, die Verrückten, die bei zwei Grad im See baden gingen, keuchende Gespräche über Reisen nach Timbuktu, über Tyrannen und Tiere, die das Geschlecht wechseln können. Manchmal glaubte ich, ich könne ewig weiterlaufen. Spätestens ab Kilometer 20 erinnerte mich mein Körper daran, dass dem nicht so war. Hin und wieder das Gefühl, sich am liebsten hinzulegen und einfach liegen zu bleiben; aber auch das ging vorbei. Es war ein etwas masochistisches Vergnügen, aber es half uns allen, nicht durchzudrehen.

7.

Von meinem Büro aus konnte ich, wenn ich im Winter bis in die Nacht hinein arbeitete, öfter einen Fuchs sehen, der durch den Garten streifte, mit dieser rastlosen Raubtierenergie. Als der Schnee fiel, sah ich morgens die Spuren vor meinem Fenster. Einmal trug er ein Kaninchen im Maul. Madeleine erklärte mir später, dass sich die Stadtfüchse genetisch von den Landfüchsen unterschieden. Aber zu welcher Gruppe die Grunewaldfüchse nun gehörten, wusste auch sie nicht.

8.

Ich habe die Kolloquien über Zoom am Anfang immer als etwas quälend empfunden. Da fehlte immer etwas von der Unmittelbarkeit, die entsteht, wenn Menschen zusammen in einem Raum sitzen. Es war fast unmöglich festzustellen, wie die anderen die Vorträge wahrnahmen. Ich dachte eigentlich nicht, dass die Limitationen dieses Formates zu überwinden sind. Dann kam der Vortrag von Minou Arjomand, die uns ein Hörspiel in allen

Sprachen des Kollegs, auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Spanisch und Arabisch, aufführen ließ, was gerade deshalb so unglaublich berührend war, weil man plötzlich die Gruppe an ihren Rechnern spürte. Wir waren alle in diesem Moment etwas weniger alleine, etwas weniger isoliert, und das war natürlich schon ein unglaubliches Privileg.

9.

Ich wollte eigentlich mehrere Gerichtsreportagen schreiben, und jetzt wurde es, ganz am Ende, doch nur eine, über einen Kriegsverbrecherprozess in Monrovia, Liberia. Ich glaube, einige andere Fellows hielten es für verrückt, im März, mitten in der Pandemie, nach Westafrika zu fliegen. Sie hatten natürlich recht. Es war eine verwirrende, anstrengende Recherche. Das wohl erste Mal, dass ich nach zehn Tagen vor Ort das Gefühl hatte, fast weniger zu verstehen als vorher. Alles an dem Fall schien auf schwankendem Boden zu stehen. Die Zeugen widersprachen sich in so gut wie jedem Punkt. Die Menschen, die wir trafen, erzählten uns Dinge, die überhaupt nicht zusammenzupassen schienen. Ich kam zurück und wusste nicht, was ich aus all dem machen sollte. Einige Tage nach meiner Rückkehr bekam ich plötzlich Fieber. Gleichzeitig rief mich der Fotograf, mit dem ich dort gewesen war, an, und fragte im Plauderton, wie denn so meine Coronatests gelaufen seien? Seiner sei übrigens positiv. Ich ließ mir von meiner Frau eine Tasche packen, die ich vor der Wohnungstür abholte, und ging an den einzigen Ort, wo ich glaubte, niemanden in Gefahr bringen zu können: mein Büro. Ich fieberte fünf Nächte ausgiebig, las Graham Greenes *Journey without maps* und machte drei Coronatests, die allesamt negativ waren. Am Ende war ich fast vier Wochen von zu Hause weg gewesen und ziemlich froh, dass es vorbei war. Auch die schönen Wiko-Büros mit Bett und Bad und Minikühlschrank eignen sich nur bedingt als Sanatorien.

10.

Gegen Ende des Jahres hatten wir noch eine Podiumsveranstaltung, in der es um Wahrheit und Lüge und den Medienwandel gehen sollte. Mir ist in diesem Jahr klar geworden, wie unterschiedlich Journalisten im Vergleich zu Wissenschaftlern auf die Welt blicken. Einer der Hauptgründe scheint mir zu sein, dass Journalisten sich immer *auch* als Teil der Unterhaltungsindustrie sehen. Ich glaube inzwischen mehr und mehr, dass diese Selbstwahrnehmung ein großes Problem ist. Der enorme wirtschaftliche Druck, der durch den Kollaps des Anzeigenmarktes und den Verlust von Lesern entstanden ist, hat die Pathologien einer Wirklichkeitserfassung, die vor allem darauf schaut, ob etwas

starke Emotionen hervorruft, nur weiter verschärft. Die große Herausforderung wird darin bestehen, dem nicht komplett nachzugeben, selbst wenn das Geschäftsmodell an allen Seiten wegbricht. Es muss weiterhin auch im Journalismus einen Platz geben für Dinge, die uneindeutig, komplex und schwer zu durchdringen, ja langweilig sind.

11.

Für mich hatte das Jahr letztlich etwas Utopisches. Nicht nur, weil das Kolleg wie eine Traumwelt etwas abgeschirmt vom Rest der Stadt liegt. Sondern vor allem, weil es so etwas sonst kaum gibt: dass eine derart heterogene Gruppe zusammen, aber getrennt arbeitet, ohne formale Hierarchien untereinander, Junge und Ältere, zumindest für einige Zeit isoliert von ökonomischem Druck. Es entstand so eine Art der Freiheit in Gleichheit unter uns Fellows, die wohl wieder verpufft wäre, wenn dieser Zustand allzu lange angehalten hätte. Aber für diese begrenzte Zeit war es, zumindest für mich, eine Annäherung an einen Idealzustand. Etwas, das ich von nun an für immer vermissen werde.